

Nr. 183. Bromberg, den 9. August 1936

Die Nußknacker-Insel

Ein abenteuerlicher Roman von Karl Vivian.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er führte sie zu dem erhöhten Hinterdeck und rückte ihr einen Deckstuhl hin. Als er ihren Arm losließ, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen. Sie zitterte heftig. Malone eilte davon, nachdem er einen Blick auf sie geworfen hatte, und verschwand in dem kleinen Deckhaus. Gleich darauf kam er mit einer schwarzen Flasche und einem Glas zurück.

„Miß Hope — Miß Hope!" riefe er, zog den Korken mit Zähnen aus der Flasche und goß einen Löffel von der dunkelgelben Flüssigkeit in ein Glas. „Trinken Sie das schnell! Sagen Sie Ihrem Vater aber nicht, daß ich Ihnen einen Kognak gegeben habe!"

Sie ließ die Hände sinken, nahm das Glas und trank es gehorsam aus. Als sie es ihm zurückgab, sah sie zu Wharton auf, der neben ihr stand. Langsam kam wieder etwas Farbe in ihre Wangen, und sie versuchte zu lächeln.

„Ich benehme mich wie ein Mädchen in altmodischen Romanen," sagte sie unsicher. „Aber ich hatte solch ein Ungetüm noch nicht gesehen." Wieder fuhr sie schaudernd zusammen.

„Ich glaube, es gibt nur sehr wenig Menschen, die einen Kraken von der Größe zu Gesicht bekommen haben und am Leben geblieben sind," entgegnete Wharton ruhig. „Fühlen Sie sich jetzt etwas besser?"

„Ja," sagte sie und erhob sich. „Ich stelle mir nur vor, wie dieses entsetzliche Tier die Taucher in die Tiefe gezogen hat. Es muß schrecklich gewesen sein."

Wieder hob sie die Hände, als ob sie ihr Gesicht bedecken wollte, ließ sie dann aber wieder sinken.

„Ich schlage vor, daß wir jetzt über etwas anderes sprechen," meinte Wharton.

„Ja, das wollen wir tun," wandte sie sich an Malone. „Tanna hat so ein nettes kleines Kind. Sie wird es auch Mahaviya Seyato nennen, genau so, wie der Vater heißt."

„Ich kann den Namen nicht aussprechen und werde deshalb Vater und Sohn Mabel nennen." Er zeigte mit dem Daumen auf die schwarze Flasche und sah Wharton fragend an. Dieser nickte. Malone verschwand darauf wieder im Deckhaus und ließ Wharton und Miß Hope allein.

„Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, Sie kennenzulernen," sagte sie nach einer kurzen Verlegenheitspause. „Wenn mein Vater allerdings hört, daß Sie nicht abgefahren sind, dann wird es wohl eine große Auseinandersetzung geben. Ich mußte aber herkommen und Sie sehen."

„Das ist eine große Ehre für mich," versicherte Wharton ernst.

„Ich wollte Sie doch einmal betrachten. Horatius erzählte mir, daß er einem der Taucher einen Anzug geliehen hätte, aber ich wußte ganz genau, daß er keinem Taucher sein Gewehr Emma anvertrauen würde. Deshalb war es mir auch klar, daß es keiner der Eingeborenen war, der die Arme in die Höhe streckte."

„Das Gewehr hat einen entsetzlichen Rückschlag," bemerkte Wharton und strich sich mehrmals über die Schulter. Er wollte die Unterhaltung möglichst über gleichgültige Dinge führen, bis er sich erst sicherer fühlte. Erst dann wollte er auf eine eventuelle Unterredung mit Oliver Stone zu sprechen kommen. Er konnte ja über die Sache reden, wenn sie ihn nach dem Zweck seines Aufenthaltes auf der Insel fragte.

Malone erschien bald wieder mit einem Tablett und zwei Gläsern. Er hatte außerdem noch einen Siphon neben die schwarze Flasche gestellt.

„Miß Hope, trinken Sie auch ein kleines Glas mit uns?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Horatius, Sie wissen doch, daß ich Whisky nicht mag."

„Ist es Ihnen hier zu heiß?" fragte Malone den jungen Rechtsanwalt, der sich mit dem Taschentuch die Stirn wischte.

„Ich glaube, ich könnte hier auf diesen heißen Schiffsplanken Eier kochen, es ist eine Gluthitze."

„Wir können ja in die kleine Kajüte gehen," schlug Malone vor und nahm das Tablett auf.

Wharton und Hope Stone folgten ihm in das kleine Deckhaus. Dort standen vier rohrgeflochtene Sessel und ein kleiner Tisch. Sie ließen sich nieder und genossen die schwache Brise, die durch die offene Tür wehte.

„Das große Sonnensegel, das wir hatten, ist beim letzten Nordoststurm über Bord gegangen."

Malone schenkte zwei Gläser ein, schob das eine Wharton zu und hob dann das seine.

„Also, auf Ihr Wohl, Miß Hope, und auf das Wohl Ihres Vaters. Was würde der wohl sagen, wenn er uns hier so beisammen sähe? Und was machen wir nun mit diesem Mr. Wharton? Wir können ihn doch nicht am Horizont festbinden oder in Eisen legen, bis van Tonder auf seiner nächsten Fahrt hierherkommt."

Er stellte diese Frage im Scherz, aber Wharton hörte doch einen beinahe ängstlichen Unterton aus seinen Worten. Hope lächelte und schüttelte den Kopf.

„Sie müssen ihn so gut wie möglich hier behandeln, bis van Tonder zurückkommt. Behalten Sie ihn bei sich, Horatius."

Unwillkürlich rieb Wharton seine kranke Schulter, und Malone nickte, als er diese Bewegung sah.

„Ja, das kommt davon, wenn man nicht immer schießt. Der Rückstoß ist ganz gewaltig. Ja, Miß Hope, ich muß ihn wohl schon hierbehalten, aber was wird Ihr Vater dazu sagen, daß er hier ist?"

„Ich will ihn ja sprechen, dann kann ich ihm alles erklären," warf Wharton dazwischen.

In dem Augenblick hörten sie, daß der Koch in Ermangelung eines Gongs mit einem Löffel gegen eine Blechpfanne schlug. Malone setzte sein Glas nieder.

„Ach, das ist großartig," sagte er mit veränderter Stimme und anderem Ausdruck. „Jetzt gibt es etwas zu essen. Die Speisen sind mit Palmöl zubereitet, Miß Hope."

„Eben haben Sie ohne jeden Akzent gesprochen," sagte Wharton zu ihm.

„Ich war auch zwei Jahre an der Westküste," entgegnete Malone in seinem angenommenen irischen Dialekt. „Ich glaube, wir gehen solange an Deck, bis der Koch den Tisch gedeckt hat."

Er trank sein Glas aus, ging ins Freie und runzelte die Stirn. Hope Stone und Wharton folgten ihm.

7.

Sie speisten im Deckhaus. Es gab am Spieß gebratenes Huhn, das mit Brot und gehacktem Fleisch gefüllt war. Die Schüssel war ringsum mit gebratenen Stücken von eingesalzenem Schweinefleisch garniert. Außerdem hatten sie junge Bambusschößlinge, gebratene Tomaten und grünes Korn. Wharton lobte das Essen, denn es schmeckte vorzüglich.

„Den Koch habe ich mir allerdings erst gezogen. Wenn der früher ein Huhn abkochte, war es derartig zäh, daß einem die Zähne darin stecken blieben."

„Er kocht besser wie unserer auf dem Schloß," sagte Hope Stone. „Deshalb komme ich auch gern einmal auf einen Tag zur Schaluppe, Mr. Wharton." Sie hatte ihre erste Nervosität überwunden und nahm seine Gegenwart als Tatsache hin.

„Glauben Sie ihr das nicht," sagte Malone. „Miß Hope kommt nicht hierher, um sich hier satt zu essen."

„Kommt denn nicht Raphael manchmal auch auf einen Tag hierher?" fragte Wharton und sah sie scharf an. Er hatte bis jetzt noch nicht feststellen können, in welchem Verhältnis die einzelnen Leute zueinander standen. Besonders Raphaels Stellung war ihm noch unklar.

„Nein, diesen geschniegelten Affen kann ich hier nicht gebrauchen," protestierte Malone ärgerlich. „Ebensowenig seinen Vater, dieses elende Gerippe. Vielleicht gehen wir nachher zurück, und dann ruhen Sie an einer schattigen Stelle aus, Miß Hope."

Sie nickte lächelnd.

„Wollen Sie heute nicht mehr tauchen lassen?"

„Nein, Beelzebub ist unterwegs, und ich könnte machen, was ich wollte, ich würde die Taucher nicht ins Wasser bekommen. Und ich kann sie deshalb auch nicht tadeln. Wir müssen ihm erst Zeit geben, die Haifische zu verdauen, dann werfe ich ihm wieder einen Köder hin."

Wharton sah zu Miß Stone hinüber. „Hat Ihr Vater Ihnen gesagt, daß ich nur aus dem einzigen Grunde hierherkam, um ihn zu sprechen?" fragte er plötzlich.

„Ich habe den Brief meines Onkels gesehen. Raphael brachte ihn. Ich wollte daraufhin zu Ihnen an Bord gehen und Sie fragen, was das alles zu bedeuten hätte, aber mein Vater wollte es nicht erlauben. Er sagte, er würde an meinen Onkel schreiben. Wir nahmen natürlich an, daß Sie mit dem Schiff zurückkehren würden, und ich hätte es mir im Traum nicht einfallen lassen, Sie noch hier zu treffen. Erst als Horatius mir einreden wollte, daß Sie einer der Taucher wären —"

„Ja, aber nun bin ich einmal hier, und es wäre doch vernünftig, wenn ich Ihren Vater sehen und sprechen könnte. Ich habe ihm doch einen bestimmten Auftrag von seinem Bruder zu übermitteln."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin ganz sicher, daß er Sie nicht sehen will. Er wird Sie auch gar nicht in die Nähe des Schlosses kommen lassen."

„Aber warum denn nicht?" fragte er bestürzt.

Sie antwortete nicht. In der peinlichen Pause, die folgte, erhob sich Malone und wandte sich zur Tür.

„Wir wollen jetzt ans Ufer zurückkehren, und zwar in dem großen Kutter. Das kleine Ruderboot werden wir ins Schlepptau nehmen. Ich fühle mich auf dem Boot nicht sicher, während Beelzebub unterwegs ist."

Sie folgten ihm auf das Deck, wo er seinen Leuten Befehle gab. Einer der Eingeborenen nahm das kleine Ruderboot und befestigte es hinten an dem Kutter, während der Koch die Reste der Mahlzeit abräumte. Wharton bemerkte zu seinem Erstaunen, daß er alle Abfälle in einen großen Beutel tat, um sie an Land mitzunehmen. Nichts wurde ins Wasser geworfen, um nicht Beelzebub anzulocken. Während sie wartete, dachte Wharton über die sonderbare Haltung Oliver Stones nach, und als Malone außer Hörweite war, unterhielt er sich wieder mit Miß Stone darüber.

„Ihr Onkel wollte vor allem wissen, warum Ihr Vater Sie nicht nach England zurückgebracht hat und warum er selbst nicht wieder seine Heimat aufsucht?"

„Wir werden nie zurückkehren," sagte sie plötzlich.

„Warum denn nicht? Ihr Vater ist doch sehr allein hier. Will er denn seinen Bruder nicht wiedersehen. Der ist auch einsam und wird älter —"

„Wir werden nie zurückkehren," wiederholte sie.

„Warum denn nicht?" fragte er aufs neue.

„Weil . . . Horatius, ich will zuerst hinuntersteigen."

Malone hob sie über die Reling. Wharton folgte ihr, und Malone kam hinter diesem her. Die sechs Eingeborenen waren bereits in dem Boot und warteten nur noch auf den Koch. Als er auch mit dem Beutel voll Abfällen Platz genommen hatte, ruderten die Malaien dem Ufer zu. Sie ruderten alle sechs, während die drei Weißen hinten am Steuer saßen. Wharton wußte nicht, was er zu alledem sagen sollte, was er erlebt hatte. Miß Stone schwieg und saß steif neben ihm. Malone sah nach den Hütten hinüber und runzelte die Stirn. Der Eingeborene, dem Wharton am Morgen auf der Höhe des Hügelzugs begegnet war, kam zum Ufer und wartete.

„Dort steht Mabel," bemerkte Malone düster.

„Und ich muß sehen, daß ich meine Koffer bekomme," sagte Wharton nachdenklich.

„Ich dachte, Sie wären ans Ufer geschwommen?" fragte Malone ironisch.

„Ja, ich bin zu dem kleinen Boot geschwommen, dann kehrte ich damit zum Dampfer zurück, lud meine beiden Koffer darauf und fuhr wieder zu der Leiter. Später habe ich sie oben auf der Höhe unter den Blättern eines großen Baumes versteckt. Sie waren so schwer, daß ich sie nicht weitertragen konnte."

„Nun, dem kann ja abgeholfen werden. Wenn ich Ihnen ein paar Leute mitgebe, können Sie ihnen zeigen, wo die Koffer sind. Aber Sie müssen mir Ihr Wort geben, daß Sie nicht weiter gehen als bis zu den Bäumen."

„Und wenn ich das nicht tue?"

„Dann haben Sie umsonst die große Mühe aufgewandt, die Koffer an Land zu bringen," entgegnete Malone grimmig, „Sie kommen nicht in die Nähe des Schlosses, wenn Mr. Stone es nicht gestattet."

„Miß Stone, hat er recht?" fragte Wharton ärgerlich.

„Ja," entgegnete sie ruhig. „Er gehorcht nur den Anordnungen meines Vaters. Es ist niemand gestattet, hier auf der Insel zu landen, und mein Vater hat strikten Befehl gegeben, wenn es trotzdem jemand gelingen sollte, ihn unter keinen Umständen zum Schloß kommen zu lassen."

Wharton überlegte. Ihr Vater wußte nicht, daß er auf der Insel geblieben war. Aber sicher würde er anders über den Fall denken, wenn sie Zeit hatte, ihm nach und nach alles beizubringen. Wharton wollte ihr die Lage schildern. Wahrscheinlich hatte Raphael die ganze Sache Mr. Oliver Stone falsch erzählt. Wharton mißtraute diesem Menschen, den er auch sonst nicht leiden konnte.

„Es ist gut," sagte er schließlich. „Ich gebe Ihnen mein Wort, nicht weiterzugehen als bis zu der Stelle, wo ich die beiden Koffer versteckt habe. Ich will auch zu keinem anderen Zweck dorthingehen und sofort zu den Hütten zurückzurückkommen. Und ich danke Ihnen vielmals, daß Sie mir zwei Träger zur Verfügung stellen wollen."

„Ich freue mich, daß Sie vernünftig geworden sind," bemerkte Malone trocken.

„Aber dies Versprechen habe ich nur für diesen einen Weg gegeben," erklärte Wharton, damit die anderen nicht denken sollten, er hätte sich für die ganze Dauer seines Aufenthaltes auf Entalatin verpflichtet

„Mein Junge," sagte Malone und klopfte mit der Hand auf den Doppellader, „ich kann von hier aus sehr genau mit dem Gewehr bis zu den Bäumen auf der Höhe schießen. Wenn es Ihnen einfallen sollte, ohne Erlaubnis weitere Spaziergänge zu machen, dann hüten Sie sich. Das Gewehr schießt vortrefflich."

„Sie wollen doch damit nicht etwa sagen, daß Sie einen Mord begehen könnten?" fragte Wharton scharf.

„Unter allen Umständen führe ich die Befehle aus, die mir gegeben worden sind," entgegnete Malone verbissen.

Hope Stone legte ihre Hand auf Whartons Arm.

„Bitte, Mr. Wharton, sprechen Sie doch nicht von so schrecklichen Dingen. Es hat keinen Zweck, daß Sie in die Nähe des Schlosses kommen, denn mein Vater würde Sie nicht empfangen. Und wenn Sie hier bei Mr. Malone bleiben und alles tun, was er Ihnen sagt, kann ich doch manchmal herkommen und mit Ihnen sprechen. Es ist so wunderbar, wenn man sich mit jemand unterhalten kann — mit jemand, der eben aus England gekommen ist wie Sie."

(Fortsetzung folgt!)

Die alten Kalenberger!

Von Peter Berckholz.

Der Bürgermeister der Kleinstadt im Kalenbergischen, vor deren Grenzsteinen das Korn sommerfarben wie wachsende Bernsteinblumen steht, lud mich ein. „Ja", kam er bedächtig nach, „der alte Heinrich, der hat sein Leben lang früh bis spät geschafft und sich vom Kutscher hochgearbeitet."

Durch den Flecken gingen wir an diesem Nachmittag, sprangen leicht über die Tümpel, die das letzte Gewitter auf den hartnäckig in ihrem Pflaster verschwollenen Straßen gebildet hatte.

Dann standen wir auf der Diele des großen Bauernhauses. Hier konnte man also vielleicht die sechs Geschwister des Alten treffen, die zusammen an die sechshundert Jahre ausmachten.

Fünf freundliche und neugierige Minuten später sitze ich, mit ländlicher Gast- und Feiertagsfreundschaft aufgenommen, ein wenig ehrfürchtig und wirklich sehr, sehr jung im Kreise der tausend Jahre und mehr. Und der Opa Heinrich war an diesem Tage achtzig Jahre alt, was ein Grund zum rechten Feiern sein mußte. Und deshalb vorweg natürlich für das „Geburtstagskind" einen ganz herzlichen Glückwunsch und festen Händedruck. „Er", um den sich alles dreht, hat drei seiner „Schwesterchen", die 83jährige Dorette, die 84jährige Sophie und die Marie mit ihren „nur" 73 Jahren und den Bruder Christian neben sich, der bis zum achtzigsten noch fünf Jahre warten muß. Dann sind da vier Kinder — man traut sich kaum, ihnen noch diesen Namen zu geben — von den sieben, sechs Jungens und ein Mädel, die der Vater alle zu ordentlichen Menschen erzogen hat. Die „Jungen" sind im Felde gewesen und auch heil wiedergekommen. Und dann die vielen Anverwandten. Die gute Stube ist voll der Jahre und voll vergnügter, junger Stimmung.

Mittelpunkt der Gesellschaft ist selbstverständlich der achtzigjährige Bruder Heinrich, dessen Kopf mit den weißen Jungenhaaren Kalenberger Porträt sein könnte. Die Erinnerungen an Gutes und Schlechtes, Lustiges und Ernstes sprühen von hüben nach drüben, und wenn der eine Sohn, der Gendarmeriemeister aus Bremen, dem 65jährigen Spaßvogel und Onkel am anderen Ende was Besonderes erzählen will, muß er über alle Tische rufen. Fröhlicher Lärm beherrscht die Stunde bei Becherklang und zünftigen „Kleinen".

„Opa", sage ich, „wie wird man alt?" Wer mitgehört hat, weiß es ganz genau. Opa war und ist ein guter Fußgänger. Vor drei Wochen marschierte er zum Töchterchen Bäckerin, nicht viel weniger als zehn Kilometer weit. Als sie ihn zur Straßenbahn bringen will, die hier das Land mit der Großstadt verbindet, sagt Opa: „Nö, ich habe gut gefrühstückt", — und wandert weiter. Außerdem hat er neulich noch seine Weiden höchstpersönlich geschlagen, und gegraben. Auch der Stroh- und Heuhandel machte den Altvadder nicht müßig, er ging lieber neben den Pferden. Deshalb ist Opa Heinrich auch der Fouragehändler, der keinen Rheumatismus hat. „Aber die achtzig Jahre haben gar nicht lange gedauert", sagte er.

Es war ein Leben voller Plage und Arbeit. Erst fünfundzwanzig Jahre Kutscher auf dem Gut der Nachbarschaft — die Kinder der früheren Herrschaft haben auch gratuliert —, jetzt seit einem kleinen Menschenleben aus eigener Kraft selbständig mit kleiner Landwirtschaft und Fourage. Heute sitzt der Opa eben nun in einem schmucken, großen, selbstbezahlten Haus, das ihm sein Sohn, der Architekt, entworfen hat.

Ja, Fleiß und Mühe machen wohl doch das Leben aus! Fragt diese harten alten Bauern, diesen, dessen zerarbeitete Hände heute mit jedem Recht das goldblinkende Glas halten. Beim Abendbrot mache ich sozusagen schlapp; mein Appetit kapituliert vor der Leistung der Alten.

Abends kommt der Blaseklub und bringt seinem ältesten Mitgliede auf der Diele ein Ständchen. Fröhlicher Umtrunk, fröhliche Weisen, und es ist nett, wie sich die Schwestern schließlich verstohlen anstoßen, bis die erste den Heinrich im Arm hat und eine kleine Sohle auf den Flur legt. Über die Kameradschaft der alten Geschwister — alle zusammen zählen dreißig Kinder mit Stolz und gar nicht müdem Lächeln — kann man sich am meisten freuen. Zumal im Kalenberger Land, wo die Achtzigjährigen wie die Sechziger aussehen.

Auf Wiedersehen in zehn Jahren! Dann werden aber Zelte aufgeschlagen.

Bachstelzen reiten auf Störchen.

Anekdoten von klugen Tieren.

Von Karl Waldemar.

Anzunehmen, Tiere haben keinen Verstand, ist Irrtum. Sie besitzen sogar ein gewisses Denkvermögen. Nicht so scharf wie bei den Menschen ausgeprägt, gibt es doch Tiere, über deren Intellekt man staunen muß. Mag auch zum Teil Dressur hierbei im Spiele sein, gehört doch andererseits den Menschen Abgelauschtes nicht zu den Seltenheiten. Uns aber kommt es auf die Klugheit an, die Tieren von Natur aus inne wohnt und die soll hier erläutert werden. — Die Zoologen halten Affen für die gescheitesten der Tiere, die Bürger Hunde und Katzen und der Jäger den Fuchs. Darüber läßt sich also streiten. Um so mehr, als es noch andere Tiere gibt, die den genannten im Punkte instinktiver Klugheit mindestens nicht nachstehen.

Gewiß ist es erstaunlich, wenn ein Orang-Utang im Zoologischen Garten seinem Wärter durch das Gitter heimlich das Bund Schlüssel aus der Tasche zieht, um später selbst den Käfig damit aufzuschließen und sich die Freiheit zu verschaffen. Aber er hat das Schließen von dem Wärter ja so oft gesehen, daß hierbei in erster Linie der Nachahmungstrieb in Frage kommt. Ganz ähnlich ist es zumeist bei Hunden und Katzen. Bewacht dagegen der Schäferhund eine Herde von Kühen und sieht von Weitem seinen Gutsherrn kommen, worauf er zu dem schlafenden Hirten läuft, ihn rasch durch lautes Bellen zu wecken, damit der Gutsherr von der Faulheit seines Knechtes nichts gewahr wird, so ist darin ein Fall von instinktiver Klugheit zu erkennen. In Bayern hat er sich wiederholt ereignet. —

In Schlesien hatte sich ein Hund den Bratofen als Schlafstelle ausgesucht. Ein neues Mädchen tritt ihre Stelle an und macht am Sonntag Feuer unter dem Ofen. Die Katze kommt dazu, sieht es und öffnet rasch mit ihren Pfoten die Tür des Bratofens, aus dem die Magd verdutzt den Hund mit angesengten Haaren springen sieht. Auch das war klug aus eigenem Antrieb gehandelt.

Und nun der Fuchs. Er wird bei einer Jagd in England von einer Meute kläffender Hunde verfolgt. In der Entfernung fährt ein Eisenbahnzug vorüber. Der Fuchs läuft, was er laufen kann, springt auf den letzten Wagen und — ist gerettet. Kann man klüger handeln? — In Hessen zog die Frau eines Postbeamten eine Amsel groß. Sobald der Sommer kam, da gab sie ihr die Freiheit wieder. Im Spätherbst sieht sie einen Vogel unablässig vor ihrem Fenster fliegen und an die Scheiben picken. Sie

öffnet es und — ihre Amsel fliegt herein. 6 Monate war sie fort, und 6 Jahre wiederholte sich allsommerlich dies reizende Schauspiel. Spricht hieraus nicht direkte Überlegung?

Die Vögel werden allgemein für dumm gehalten, die Störche zählen zu den allerdümmsten, trotzdem sie mit die klügsten sind. Hier der Beweis dafür: Radwang, ein Dorf in Unterfranken, besitzt als einzige Sehenswürdigkeit eine alte Walkmühle, die einen neuen Schornstein hat. Er ist sehr hoch und deshalb baute vor drei Jahren ein Storchenpaar sein Nest darauf. Der Mühlenbesitzer sah's und kratzte bedenklich seinen Kopf. Er hatte Besorgnis um den Rauchabzug. Da faßte er die pfiffige Idee, den Kessel mehrere Tage lang mit Holz und nassem Moos zu heizen, weil das den größten Qualm hervorbringt. Er glaubte die Störche hierdurch schleunigst zu vertreiben. — Aber die waren schlauer als er. Sie flogen in den nahen Wald und holten Knüppel, Zweige, Lehm und Steine herbei, um über Nacht das Loch des Schornsteins regelrecht zuzumauern. Ganz Radwang lachte und der Mühlenbesitzer mit. Jetzt konnte er nicht mehr anders, als seinem Rauche einen andern Abzug zu schaffen. — Aus Dankbarkeit kommen die Störche jeden Sommer wieder. So dumm wie man sie macht, sind sie also doch nicht. —

Ein Reisender aus Kapstadt kommt nach Kairo. Er wundert sich, dort viele Bachstelzen fliegen zu sehen, weil es diese Vögel in Afrika sonst nicht gibt. Im Café klärt ihn ein alter Beduine darüber auf. „Ja, sehen Sie lieber Herr, in jedem Herbste kommen viele hunderttausend kleine Vögelchen aus Europa zu uns nach Afrika geflogen, um sich hier zu wärmen. Und weil sie nicht das Geld besitzen, sich ihr Ticket bei der „Lufthansa" zu kaufen, so wählen sie sich für die Reise den breiten Rücken der Störche, oder auch den der Kraniche aus, wo sie viel weicher gepolstert sitzen. Bachstelzen können wegen ihres kurzen, stoßweisen Fluges das Meer nicht überqueren. Deswegen werden sie von den großen Vögeln mitgenommen, gewissermaßen als blinder Passagier. Bei diesen Tieren gibt es noch die Nächstenliebe! Allah il Allah!" —

Daß Walrosse brüllen und vor allem schnaufen können, als stellten sie ein ganzes Korps von schmetternden Posaunen dar, weiß jeder Nordpolfahrer, aber daß ein ausgewachsenes Walroß als Piston-Virtuose auftritt und jedes Signal auf diesem Instrument richtig zu blasen weiß, das war bis jetzt nur einmal da, und zwar bei Hagenbeck in Hamburg. Man rede da nicht von Dressur, die kommt hier kaum in Frage. Nein — ein Musiker blies dem Tiere die betreffenden Signale vor und dieses wiederholte sie fast fehlerlos, nur daß das Mundstück der Trompete seinem Maule angepaßt war. Nicht die Töne waren zu bewundern, sondern das eminente musikalische Gehör, das dieses Tier besaß. In seinem Bassin lag weltverloren ein Stück Rohr — darauf blies es zum ersten Male. Das war der Gipfel seiner Klugheit, denn dadurch wurde man erst auf seine musikalischen Fähigkeiten aufmerksam.

Bei weitem klüger ist der Elefant, selbst wenn er nicht Trompete bläst. Schon seine Vornehmheit wirkt imponierend. Vollendeter Kavalier, wird er niemals im Leben einen weiblichen Dickhäuter angreifen. Ebensowenig unter Menschen Frauen und Kinder, die in der Heimat seine liebsten Spielkameraden sind. Er pflückt ihnen Blumen, trägt sie gern im Rüssel und weiß sie stets vor wilden Tieren zu beschützen. Und schlau ist er — bis zur Gerissenheit !— Da gibt's in Indien einen alten Pagoden-Tempel zu Willenoor, der nach dortiger Sitte einen heiligen Elefanten hat. Ein Priester reitet auf ihm jede Woche zweimal in die einige Meilen weit entfernte Hauptstadt Pondichéry. Der Zweck dieser Reisen ist, Almosen für die große Pagode, die im Tempel steht, einzusammeln. Der Elefant trägt eine Riesenbüchse um den Hals, da werden sie vom Volk hineingeworfen. — Nun war sein Wärter eines Tages über Land und diese günstige Gelegenheit benützte er, um zu entwischen. Nicht ohne sich vorher die große Geldbüchse umgehängt zu haben.

So lief er spornstreichs nach der Stadt, wie immer, nur daß der ihn begleitende Priester fehlte. Stolz und gesittet ging er durch die Straßen und da man ihn schon kannte, erhielt er auch von jedem, der ihm unterwegs begegnete, wie üblich seinen Obolus. Und als die Büchse voll war, schritt er laut trompetend auf den Markt, den er schon kannte, trat in würdiger Haltung vor den größten Obststand hin, nahm mit dem Rüssel weltverachtend seine Büchse von dem Hals und stülpte sie vor dem verblüfften Pflaumenhändler um.

Dann fraß er von Bananen, Feigen, Datteln, Apfelsinen und selbst Ananas und Aprikosen mehrere Körbe leer, nahm die vom Händler unterdes geleerte Büchse wieder an sich, um sie umzuhängen und schritt stolz von dannen, den heimatlichen Penaten zu — so sicher und selbstverständlich, als ob nichts geschehen wäre!



Lustige Ecke



Im Gefängnis.



„Ich bin hier, weil ich das Bankgeschäft von Müller und Co. ausgeplündert habe!"

„Ach, wie ist die Welt doch klein — — ich bin Müller selbst!"

*

Die Frage des Jongleurs.



„Ella, sagtest du nicht mal, wie man das Niesen unterdrücken kann?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg